

Buchbesprechungen

Auschwitz in den Landschaften einer privaten Mythologie

OTTO DOV KULKA: **Landschaften der Metropole des Todes – Auschwitz und die Grenzen der Erinnerung und der Vorstellungskraft**, DVA, München 2013, 192 Seiten, 19,99 EUR.

Kann man ein wunderbares Buch über Auschwitz schreiben? Ein Buch, das schmerzliche Wunden öffnet, die wie Wunder aufblühen? Der grausame Barbarismus scheint übermächtig – und er hat doch nicht das letzte Wort. Adornos Satz: »Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben ist barbarisch« beginnt sich mir nach der Lektüre des Buches *Landschaften der Metropole des Todes* von Otto Dov Kulka zu wandeln. Es gibt Worte nach Auschwitz, die im Durchstehen des Schmerzes eine Wende initiieren können. In diesem Fall sind es verwundete Worte, Worte einer *privaten Mythologie*, wie Kulka sie selbst nennt. Die Worte sind, analog zum *Bruch der Gefäße* der jüdischen Kabbala, zerbrochen. Gefallene Worte sind es, wild zerstreut in alle Himmelsrichtungen. Kulka, der selbst als Kind im sogenannten Familienlager in Auschwitz-Birkenau inhaftiert war, versucht die Scherben seiner Erinnerung imaginierend zusammenzusammeln. Er schöpft dabei einzig aus dem Tiefenbrunnen seines Weltinnenraums, nackt beschreibend, was sich seiner intimen Sicht zeigt. Kulka blickt frei von Anklagen, Schuldzuweisungen, Sentimentalitäten und Stereotypen in seinen ganz eigenen Auschwitz-Kosmos. Seltsam ungefärbt klingt seine Erinnerungssuche, die sich dadurch auszeichnet, dass sie ganz der eigenen Wahrnehmung vertraut. Wie Rohdiamanten tauchen die Bilder auf, ungeschliffen und dadurch tief einschneidend. Kulka findet keine harmonisch zusammenhängende Einheit, alles bleibt fragmentarisch und bruchstückhaft, aber es gelingt ihm, doch einen Schritt über die betäubende Finsternis des vernichtenden Abgrunds hinauszugehen. Im Untergang findet er in seiner Seele Bilder und Fragen des Aufgangs. So mächtig die Schatten sind, mit denen die

schwarze Asche des Todes das Licht bedeckt, die abgetauchte Sonne kann nach dem Höllenbrand auf der Nachtfahrt weiterziehen, einer neuen Morgenröte entgegen. Das versunkene Licht zieht nicht leichten Herzens weiter. Es hält schmerzlich den unvergessenen Kontakt zur Ausweglosigkeit, zum »unabänderlichen Gesetz des großen Todes«, aber es lässt zugleich, wie bei Hiob, einen ewigen Hoffnungskeim erglimmen.

Adorno ergänzt später seine Aussage, indem er schreibt: »Die authentischen Künstler der Gegenwart sind die, in deren Werken das äußerste Grauen nachzittert.« In den *Landschaften der Metropole des Todes* zittert eben dieses *äußerste Grauen* in ungeheuer feinsinniger Weise nach. Kulkas stilles Imaginieren des Grauens ist herzerreißend. Der unerhörte Widerspruch seines rohdiamantenen Erinnerns zur Grausamkeit des Erinnerten lässt einen bestürzt erbeben. Doch im wahrhaftigen Nachzittern wird nicht allein an das unabänderliche Grauen erinnert. Im Immer-noch-Zittern scheint auf, dass es noch Leben gibt, wenn auch ein zutiefst verwundetes. Nach Auschwitz ist nicht nur nichts, nicht nur Vernichtung und Tod, sondern ein stiller Schrei nach Leben, der sich Bahn bricht zu einer Metamorphose des Grauens.

Als Professor für Geschichte des jüdischen Volkes hat Kulka lange Zeit »im Hinblick auf die letzte gewaltsame Phase dieser Geschichte jegliche persönliche Teilnahme« vermieden. Er versuchte stets, mit dem Abstand des Wissenschaftlers zu schreiben und hat es abgelehnt, »irgendetwas Literarisches oder Künstlerisches zu lesen, das Auschwitz, die Konzentrationslager, dieses Kapitel der ›Endlösung‹, das heißt die Geschichte der Juden unter dem Eindruck

dieses gewaltsamen Endes, beschreibt oder zu beschreiben versucht.« Ebenso scheute er sich davor, Ausstellungen, Museen oder Gedenkstätten zu besuchen, noch hat er Claude Lanzmanns Film *Shoah* gesehen und auch keine anderen Filme über die Vernichtung der Juden. Als er es doch einmal versuchte, Bücher über Auschwitz zu lesen, empfand er: »Und ich kann in ihnen nicht finden, was sie vermitteln wollen! Es ist eine vollständig andere Welt! Das Gefühl der Entfremdung ist das Einzige, was ich wahrnehme und dem ich Ausdruck verleihen kann. Allein die Authentizität der Entfremdung ist authentisch. Und ich frage: Worin bin ich anders? Irgendetwas ist mit mir nicht in Ordnung!«

Zweifelnd und leidend an der Unmöglichkeit, sich den Abgrund der Shoah von außen vermitteln zu lassen, wird Kulka nackt auf sich selbst zurückgeworfen. Er findet sich wieder in den Landschaften seiner *privaten Mythologie*, »einer Mythologie, die ich erfunden habe, die ich erschaffen habe, mit der ich spiele ..., in der ich Zuflucht finde Diese Heimat existiert und ist mir jederzeit zugänglich. Aber sie ist ein Mythos, sie besitzt eine eigene mythologische Sprache, und was ich hier tue, steht eigentlich all meinen Entscheidungen, all meinen Gefühlen, dem ganzen Bewusstsein der eigenen Grenzen beziehungsweise dem, was ich früher als Grenzen ansah, entgegen.« Kulka hat sich zeitlebens geweigert, diese mythologischen Landschaften »mit irgendeinem anderen Aspekt« seines Alltagslebens zu vermischen. Er wollte seine wissenschaftliche Arbeit strikt von seiner *privaten Mythologie* trennen. Doch ein inneres Drängen veranlasste ihn, die numinose Dimension des historischen Geschehens auszuloten, und zwar nicht als ein bloß träumender Phantast, sondern als ein durch die Leidenserfahrung Ergriffener. Erst durch das Mitdenken und Mitempfinden seiner *privaten Mythologie* findet Kulka einen authentischen Zugang zum Grauen, der ihm durch alle Medien- und Vermittlungsangebote verwehrt blieb. Er begann, über viele Jahre seine Erinnerungen an Auschwitz auf Tonband aufzuzeichnen und rang stammelnd nach Worten für das Unausprech-

liche. Was er abgelehnt hatte, versuchte er nun doch: »diese mythologischen Landschaften in kommunizierbare Landschaften zu integrieren«.

Wer nun glaubt, Kulka hätte sich seine Erinnerungen nur ausgedacht oder sie beliebig ausgeschmückt, der täuscht sich. Im Gegenteil. Indem er ablässt von dem Versuch, das Unvermittelbare vermitteln zu wollen, öffnet er sich für Bilder und Worte, die zwar nicht objektiv-exakt sind, aber dafür in den Zwischenräumen einen Spalt öffnen, durch den uns ein Ungeheures anrühren kann. Näher als durch das aus den Zwischenöffnungen ausströmende Dunkelschimmern können wir dem Grauen nicht kommen. Insofern entstellt Kulka nicht, sondern führt den Leser in eine erschütternde Unmittelbarkeit. Hier spricht keine faktisch-nüchterne Geschichtsschreibung, sondern hier spricht ein Überlebender als Zeuge in der allerpersönlichsten Weise. Und doch ist sich Kulka bewusst, dass auch er kein Zeuge des Unausprechlichen sein kann, denn es gibt keine »Zeugen des Todes in den Gaskammern«, wie Lanzmann es formuliert. Dieser Unmöglichkeit eingedenk, wählt Kulka seine private Mythologie, denn nur sie wird dem Unausprechlichen gerecht, indem sie erst gar nicht versucht, das Grauen als ein direkt vermittelbares Geschehen darzustellen.

Jeder Versuch, Auschwitz in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit zu zeigen, muss scheitern. Insofern liegt in den *Landschaften der Metropole des Todes* ein unverfälschtes Buch vor, das einem Auschwitz unerträglich nahe bringt. Gerade diese Unerträglichkeit bezeugt die Wahrhaftigkeit und sie lässt auch den Traum verstehen, den Kulka im letzten Kapitel seines Buches erzählt. Es ist ein Traum, den er selbst im August 2002 hatte und von dem ich hier den Anfang wiedergeben möchte: »Und ich sah den furchtbaren Schmerz Gottes, der dort gewesen war. Die ganze Zeit. In Seiner Gestalt. Anfangs fühlte ich Ihn (nur) als eine Art rätselhafte Schmerzstrahlung, die aus der dunklen Leere des unbeleuchteten Raumes der Verbrennungsöfen durch meine Glieder strömt. Eine Strahlung von unerträglich intensivem Schmerz, stechend und

betäubend zugleich. Danach begann ER sich in eine Art riesigen Embryo zu verwandeln, schmerzverkrümmt, inmitten der Dunkelheit, in der nur ein schwacher Schein des tobenden Feuers flackerte, umschlossen von schweren Eisenöfen.«

Gott nach der Shoah: ein schmerzverkrümmtes Embryo in der Dunkelheit, unerträgliche Qualen leidend, aber doch, als Embryo, einen Keim neuen Lebens in sich tragend. Die Magie eines alles überdauernden Lebenskeimes ist

es, die Kulkas Buch im Untergrund durchweht. Man kann ihm nur danken, dass er die ihm innewohnenden Erfahrungsbilder bis zu seinem 80. Lebensjahr behütet und ihnen die Zeit zur Reifung geschenkt hat. Er lädt uns ein auf die Hadeswanderung durch die *Landschaften der Metropole des Todes*. Wer offenen Herzens mitgeht, in dem rührt sich inmitten der Ausweglosigkeit ein zitterndes Beben, das Leben heißt.

Martin Spura

... eine nicht mehr zu steigernde Ebene des Unpersönlichen

IMRE KERTÉSZ: **Letzte Einkehr: Tagebücher 2001-2009**. Mit einem Prosafragment, Rowohlt Verlag, Reinbek 2013, 464 Seiten, 24,95 EUR.

Der durch fortschreitende Arthritis gelähmte Maler Jawlenski konnte gegen Ende seines Lebens den Pinsel nur noch in vertikaler und horizontaler Richtung führen. Es entstanden dem Schmerz und der Gefahr vollkommener Erstarrung abgerungene Meditationsbilder — aus dem Jenseits herübergesehene Gesichte, reduziert auf die ins Antlitz geprägte Kreuzform, farblich schon aus dieser Welt entlassen, mit einwärts gekehrtem Blick.

Was dem Leser aus dem wahrscheinlich letzten Buch von Imre Kertész entgegentritt, ist der bei Jawlenski durch die Krankheit erzwungenen und von ihm verwandelten Reduktion verwandt. Was zeigt sich, wenn das Ende des Weges erreicht ist? Wie ist dieses Nichts? Warum ist es sinnlos, gegen seine Wirklichkeit mit vordergründigen Einwänden etwas Tröstendes zu behaupten?

Nur der den Titel des Buches gebende Text »Letzte Einkehr« war ursprünglich zur Veröffentlichung bestimmt. Das übrige Material – »Geheimdatei« und »Garten der Trivialitäten« – sind Tagebuchaufzeichnungen. Künstlerische Form und privater Befund erhellen und verschatten sich gegenseitig. Das unmittelbar Antlitzhafte der Fiktion steht der Unwirklichkeit eines dem handelnden Ich durch den literarischen Ruhm entwendeten Alltags gegenüber. Dieser trivialisiert gleichsam den ästhetisch ge-

formten Ausdruck, den das Werk Kertész` bis dahin hervorgebracht hat. Selbst hier, in der tagtäglichen Hast und Überforderung, wird das Verheerende einer dem Ich seinen Frieden missgönnernden Welt Sprache. Insofern zerfällt Kertész` Prosa selbst da, wo sie zerfällt, nicht, bleibt göltiger, kohärenter Text.

Kertész, ungarischer Jude, mit 15 Jahren nach Auschwitz deportiert, 1945 in Buchenwald befreit, dann bis zum Zusammenbruch des Kommunismus im stalinistischen Ungarn, hat in seinem Werk einen in seiner Tiefe und Wahrheit einzigen Ausdruck gefunden für das menschliche Ich unter den Bedingungen einer geschichtlichen Erfahrung, die, obwohl Geschichte etwas Unverrückbares hat, Geschichtlichkeit zugleich überschreitet hin zum Zeichenhaften. Die von den Nationalsozialisten vollstreckte Vernichtung von Ich-Wesen aus den schwarzen Untergründen vollkommener eigener Ich-Verdunkelung führt den Dichter Kertész mit innerer Notwendigkeit zu einer ästhetischen Form, welche die erfahrene Ich-Negation mimetisch spiegelt. Der einstmalige heilige Raum hinter dem Spiegel allerdings bleibt nach der Schändung leer. Ich ist seine Negation: schmerzliche Wachheit.

Diese in individueller Erfahrung wurzelnde dichterische Form ist in Kertész Mensch geworden. Sie erübrigt sich, und das ist der erschüt-

ternde Befund der späten Tagebücher, auch unter den Bedingungen eines Lebens in einer freiheitlich demokratischen Grundordnung keineswegs. Da ist zum einen der Schmerz über die ablehnende Haltung, die Kertész und sein Werk in Ungarn erfahren. János Darvas hat die geistige Situation dieses Landes im Oktoberheft 2013 von DIE DREI einer erhellenden Betrachtung unterzogen. Deren Befund macht die Paradoxie deutlich, in der Kertész sich als eigentlich führender Künstler seines Heimatlandes befindet. Dass er in der Sprache, in der er schreibt, nicht verstanden wird, ist für ihn nicht akzeptabel. Er zieht nach Berlin, atmet dort auf, erlebt sich aber gleichwohl als Emigrant.

Da ist im Herbst 2002 die »Glückskatastrophe« des Nobelpreises, der »literarische Hauptgewinn«. Plötzlich wird er mit Ruhm und Ehre bedacht, seine Werke werden in viele Sprachen übersetzt, zu allen möglichen Gelegenheiten lädt man ihn ein, zu Lesungen und Reden. Weitere Auszeichnungen, Verdienstorden und Preise kommen hinzu. Wiewohl er für ein echt empfundenes Verständnis seiner Bücher dankbar und empfänglich ist, erlebt er sich doch zusehends nur noch als Darsteller des erfolgreichen Schriftstellers Imre Kertész, mit dem er selbst aber nichts zu tun hat, ja, dessen betriebsamem Leben er kaum noch hinterher kommt. Seine dichterische Arbeit kommt kaum voran, erliegt immer wieder dem gnadenlosen Diktat des literarischen Betriebs. Von dessen

peinigendem Alltag berichtet, lakonisch und verzweifelt, das »Trivialtagebuch«.

Da ist die Parkinsonerkrankung, das allmähliche Entschwinden einer verlässlichen körperlichen Grundlage für die Arbeit, für das Leben. Auch der Leib wird ein Fremder, stellt sich in den Weg, dient nicht mehr, weder der aufgezungenen Rolle des Nobelpreisträgers noch dem nicht versiegenden Bedürfnis nach schöpferischer Arbeit.

Da sind auch die Reisen, das schöne Leben, die teuren Hotels, das gute Essen, erlesene Konzerte, beglückende Gespräche und Begegnungen, Freundschaften – die Liebe zum gelebten Augenblick in seiner ganzen verschwenderischen Fülle und Einzigartigkeit. Allerdings ist auch nicht zu übersehen, dass der geglückte Augenblick nicht jene Welt repräsentiert, in welcher er sich ereignet.

So steht, anders als bei Jawlenski, kein vorweggenommener Blick aus dem Jenseits am Ende des Weges, dort, wo alles sonst aufhört, nicht mehr ist, fort, unweigerlich. Nach vollständiger Subtraktion bleibt das Ich vor seiner Entäußerung, als geheime Vorfrende: »Das Grandiose der Tat. Und mein kleines und kleinliches Leben im Verhältnis dazu. – Lohnt es, wegen eines guten Satzes, eines Gedankens aus dem Bett zu springen? lohnt es. (Und solange es lohnt, hält mein Leben an. Es ist Punkt sechs Uhr morgens. Meine Augen brennen.)«

Stefan Weishaupt

Befriede du Engel meine Sehnsucht nach Frieden

PIERRE GEORGES POUTHIER: **Langsam wächst Antwort.** Gedichte, Edition Anthrazit im Deutschen Lyrik Verlag, Aachen 2013, 48 Seiten, 6,90 EUR.

Als ein heiliges Flechtwerk (fast keltischer Art) ist dieses schmale Gedichtbuch des Dichters und Waldorflehrers Pierre G. Pouthier angeordnet. Dabei lassen sich fünf Motivstränge unterscheiden, die in kunstvollem Wechsel miteinander verknüpft sind: die Jahreszeitengedichte, die Naturgedichte, die Liebesgedichte, das Freundschaftsgedicht, die Pilgergedichte. Die Verknüpfung bindet jeweils zwei Jahreszei-

tengedichte (in Haiku- oder Tankaform) an Natur- und/oder Menschengedichte (als allgemeine Form der Liebesgedichte bzw. des Freundschaftsgedichts) durch den Gang des Jahres hindurch, wobei an jahreszeitlich markanten Stellen die Liebesgedichte an den jahrzehntelangen Lebenspartner und der »Psalm« an eine in brüderlicher Freundschaft verbundene Dichterin eingefügt sind, während bei den Winter-

gedichten dieses heilige Flechtwerk aufbricht in die menschliche »Pilgersehnsucht«, die ein ganzes Menschenleben umfasst. Diese Komposition ist originell und meisterhaft zugleich.

Heilig ist dieses Flechtwerk, weil sowohl in den Jahreszeiten- und Naturgedichten als auch in den Menschen- bzw. Liebesgedichten und dem Freundschaftsgedicht die Gottesbezogenheit gesucht und gefunden wird. Dabei enthält oft das einzelne Gedicht die Entgegensetzung schöner und schmerzlicher Wahrnehmungen, Gefühlsregungen und Gedankengänge, die aber stets in ein geistiges Gleichgewicht gebracht werden: »Erstes Birkengrün/schimmert durch schmerzvollen Tag/als leises Lächeln« (April) oder: » ... in dieser Welt! der Grausamkeit/ der Gewalt/ der Gier/... ich vertraue/auch dem geringsten/ der Sonnenstrahlen/In ihm lebt Gottes Kraft/ Gottes Gnade/ Gottes Erbarmen//«.

In ganz besonderer Weise kommt die Schaffung eines gottgeistbezogenen Gleichgewichts in den Liebesgedichten, den Menschengedichten, dem Freundschaftsgedicht zum Tragen, insofern hier die Angesprochenen selbsttätig beteiligt sind am Ausgleich von Schönheit und Schmerz, Leid und Sinnerfüllung. So wie im ersten »Liebeswort« der Lebensgefährte als wegweisender Freund, als Mann und als engelartiger Bruder, der das Sein erleuchtet, erlebt wird, so steigert sich die in Jahrzehnten gereifte und lebensdurchglühte Liebesbeziehung in ein gemeinsames und doch individuell unterschiedliches Arbeitsfeld bzw. Lebenszu Hause der gegenseitigen genauen Wahrnehmung und Unterstützung.

»Dein Lächeln spiegelt mein Lächeln/ wenn wir das Brot teilen/ die Früchte der Arbeit/ wenn unsere Lippen sich/ treffen in Wort und Kuss/ spiegelt mein Lächeln dein Lächeln/ im immer ruhiger werdenden/ Atem der Jahre//«. Dies ist große Poesie! Gleiches lässt sich auch von dem mit »Unterm Goldregen« betitelten »Psalm« für eine befreundete Dichterin sagen, in dem die verschiedenen Motivstränge gebündelt auftreten und die Gottbezogenheit von Natur und

menschlicher Geschichte bei aller Schwere und Fragwürdigkeit in eine eindeutige Christusanrufung mündet.

Nach der sommerlichen und sich leise neigenden Herbsthöhe aller bis ins Detail klar und rein durchkomponierten Gedichte führt der Spannungsbogen, der dieses Gedichtbuch durchzieht, in eine weitere Hochdimension: die »Pilgersehnsucht«. Sie ist in die Wintergedichte eingebettet und bringt die letzte Lebens- und Sinnsuche des Dichters, der vom »rettenden Sonnensinn/ unserer Erde« überzeugt ist, in eine einfache und zugleich ergreifende Sprache: » ... Lärmwund bin ich/ ... so lebendwund bin ich/ ... so voller Gottdurst/ so voller Gotthunger/ – befriede du Engel! meine Sehnsucht nach Frieden«.

Blickt der Leser bzw. die Leserin von dieser Tiefen- bzw. Höhenintensität auf den Anfang des Gedichtbuches zurück, so leuchtet eine Formulierung des Eingangsgedichtes in neuem Sinn auf: »Wo in dieser Sisyphus-/ plage Alltag/ finde ich jene Zärtlichkeit/ jenen Duft?« (des zuvor evozierten Rosentraumes). Das zeigt, mit welcher Demut Geduld und Tapferkeit, mit welchem jahrzehntelangen Bemühen in Gedicht, Meditation und Gebet der Dichter Pierre G. Pouthier zu Werke gegangen ist, ehe er sagen konnte: »Langsam wächst Antwort« – und dies ganz im Sinne des dem Gedichtbuch vorangestellten Mottos von Friedrich Hölderlin: »Wo aber Gefahr ist, wächst/ das Rettende auch.« Diese Gefahr der Winter- und Schattenschmerzen, die jedes Leben bedroht, weiß der Dichter sozusagen lebensarbeitsam zu bannen: »Doch wenn Schatten droht/ der Winter ans Herz fasst/ wissen wir, wo im Haus/ ein Lichtschein verborgen/ welche Wärme/ der Andere braucht«. Das ist nicht nur große Poesie, sondern auch große Lebenskunst. Möge dieses heilige, ja heilsame Flechtwerk aus Wort, Herz und Geist viele Menschen beglücken.

Sigrid Nordmar-Bellebaum

Unterwegs – zwischen Leben und Tod

MARKUS SCHRAUTH: **Mensch werden ist eine Kunst. Fragmente und Gedichte – Notizen zur Verwandlung (1998-2008)**, 38 Seiten, handgeb. englische Broschur, mit handgedruckter Serigrafie auf Japanpapier, aquinarte Verlag, Kassel 2014, 17 EUR, www.aquinarte.de, Tel.: +49(0)561-314543.

AQUINarte, die Literatur- und Kunstpresse in Kassel verlegt kleine bibliophile Kostbarkeiten. Schmale Bändchen, fadengeheftet, handgedruckte Zeichnungen auf Japanpapier als Einband – ein haptischer Genuss. Man nimmt sie gern zur Hand, hat sie in weniger als einer Stunde durchgelesen. Diese konzentrierte Kostbarkeit ist etwas Einmaliges, das man buchstäblich gern wieder-holen möchte. So blättert man von Zeit zu Zeit wieder darin, wie in alten Briefen von guten Freunden.

Die neue Schriftenreihe – »12 Positionen zur Lebenskunst« – folgt dem Impuls von Joseph Beuys, der jene als wesentlichen Bestandteil des Erweiterten Kunstbegriffs sah. Der erste Band der Reihe *Mensch werden ist eine Kunst. Fragmente und Gedichte – Notizen zur Verwandlung* stammt von Markus Schrauth. Eine Textsammlung aus dem Nachlass des 2008 mit 33 Jahren verstorbenen anthroposophischen Arztes. Diese literarische Untersuchung der Lebenskunst in zwei Prosastücken, einem Gedichtzyklus und drei weiteren Gedichten ist fragmentarisch, minimalistisch und äußerst berührend. Es gehört zur Merkwürdigkeit dieses Autors, dass man als Leser vor seinem Werk ganz still wird, noch ehe man zu lesen beginnt – als träte man in der Annäherung an seine Worte irgendwie in einen geweihten Raum. Es ist ja auch tatsächlich eine Weihe, dass hier ein gesamtes Leben wie verdichtet, als Schrift vorliegt. Der im selben Verlag vorausgegangene Band *Talgrund der Wünsche* (besprochen in DIE DREI 6/2008) spricht in 33 Gedichten vom Leben des 20-Jährigen bis zu seinem Tod. Nun ist es wie ein nachtodliches Lesen – die Stimme des Verstorbenen, die sich zur Menschwerdung äußert.

Die Gedichte sind während des Medizinstudiums entstanden. Die Textfragmente »Verwandlung« bilden die Grundlage eines im Frühjahr 2007 begonnenen Manuskripts mit dem Ar-

beitstitel »Metamorphosis«, das unvollendet blieb. In diesem Prosatext gelingt dem Autor eine wundervolle und wesentliche Unterscheidung: »Künstlerische Schöpfung ist immer Verwandlung, wenn sie gelingt. Oft geht ihr lange, intensive Wandlungsarbeit voraus ... Die Verwandlung braucht das Sterben und den Tod, die Wandlung nicht. Solange wir mit irdischen Mitteln klarkommen, genügt die Wandlung. Wenn es so nicht mehr weitergeht, etwas völlig Neues kommen muss, dann müssen wir die Verwandlung suchen.«

Krankheit und Tod als Heilungsvorgänge des Lebens und der schöpferische Menschengestalt, der dies einzusehen vermag; als Freiheitswesen, das keine Todesangst nötig hat – dies ist die tröstliche Perspektive, mit der das Bändchen endet.

Davor wird der Lebenskreislauf durchschritten. Er beginnt scheinbar ausweglos – doch in der lyrischen Grundstimmung ist etwas angebahnt, das herausführt aus der Melancholie. Ein »willenloses« Ich durchdringt sich und übersteigt so nach sich fragend den eigenen Traumraum ins Wirkliche.

*diese stille,
kein wille,
diese stille –
und ich*

*dieser traum,
kein raum
für den traum –
und mich.*

Daran schließt der frühe Prosatext »Totem – oder: vom Mut zur Sehnsucht« an.

Das dann folgende Gedicht handelt vom Schatten, von Sprachlosigkeit, der Trauer des Alleinseins – von der Unauffindbarkeit des Du in der gewohnten Welt der Bilder und Worte. In der

Schlusszeile jedoch ein überraschender Wendepunkt in der Gewissheit:

... nur wärme dringt durch.

Dieses Motiv wird im nun folgenden Zyklus »Der Mann auf dem Tisch« in neun Gedichten durchgearbeitet. In der Pathologie, vor dem zu sezierenden Leichnam, in der Abwesenheit der Wärme, verdichtet sich die Frage nach innen. Hier wird die Todesangst zum Wandlungsobjekt der eigenen Seele. Starre, Schwere, Leere, Trostlosigkeit – der Stolz des Wissenschaftlers als Bewältigungsinstrument der eigenen Furcht? Dann fällt die Sonne durch die großen Fenster des Pathologiesaales und geht als Erlebnis innerseelisch auf, mit der Frage: »sieht er uns zu?« Darin, dass der Tote dem Werk der Lebenden zusieht, liegt Freude als Bewältigung der Trauer, doch auch die Forderung nach neuer Anschauungskraft:

... ein solches rätsel löst man nicht
indem man es zerschlägt.

Die Suche nach dem Leben im Toten endet erneut mit einer Frage: »warum kein gebet?« Das auf den Zyklus folgende Gedicht beschreibt in der letzten Strophe die nächste Stufe und Station der Reise:

wo jener funke herkam,
den wir leben heißen und
wohin er ging,
sagt uns einzig unser weg.

Das kleine Büchlein ist so wundervoll stimmig als Weg komponiert, dass das Erlebnis des Lesens selbst zu einer heilsamen Lebenserfahrung wird.

Ute Hallaschka

Profitwahn

CHRISTIAN KREISS: **Profitwahn – Warum sich eine menschengerechtere Wirtschaft lohnt**, Tectum Verlag, Marburg 2013, 232 Seiten 17,95 EUR.

Der ehemalige Investmentbanker und heutige Wirtschaftsprofessor (Hochschule Aalen, Technik und Wirtschaft) Christian Kreiß kommt gleich im ersten Kapitel seines Buches zur Sache: »Der Grund für die Misere: Unsere Eigentumsordnung« lautet dieses Kapitel. Diese Ordnung, das Heiligtum der gegenwärtigen Ökonomie, erlaube mengenmäßig und zeitlich unbegrenztes Eigentum an Grund und Boden, Produktionsvermögen und Geldvermögen. Sie ermögliche die Entstehung von superreichen Haushalten, die ein enormes Machtpotenzial auf sich vereinigen, das durch Erbschaft innerhalb der Familien bzw. Sippen weitergegeben werden kann. An einfachen Beispielen und offiziellen Statistiken verdeutlicht Christian Kreiß, wie es unter diesen Bedingungen mit Notwendigkeit zu einer im größerer werdenden Ungleichverteilung kommen muss und dieses wiederum unvermeidlich zu Wirtschaftskrisen, Not und Elend führt.

Bezug nehmend auf Joseph Stiglitz zeigt er, dass die Demokratie dadurch in Gefahr gerät, dass es dem wohlhabendsten ein Prozent der Bevölkerung immer besser gelingt, die staatlichen Regulierungen gerade in Krisensituationen so zu beeinflussen, dass im Wesentlichen ihre Interessen bedient werden. Dieses wird z.B. innerhalb der EU dadurch erreicht, dass zentrale Kompetenzen zunehmend an übergeordnete Institutionen abgegeben werden, die weder demokratisch gewählt wurden noch wirksam durch die Parlamente kontrolliert werden können. Kreiß macht darauf aufmerksam, dass diese Form der Bündelung von Macht dem Wortsinn nach durchaus als eine Form von Faschismus (ital. Bündel = il fascio) aufgefasst werden kann.

Das Buch lebt von dem Kenntnisreichtum eines Fachmannes, der vieles von dem, was er beschreibt, in seiner praktischen Tätigkeit als Investmentbanker hautnah erlebt hat und da-

bei in der Lage ist, seine Erfahrungen in einer auch dem interessierten Laien verständlichen Sprache nahezubringen. Den geistigen Hintergrund dieses Buches bilden vor allem die Ideen von Sylvio Gesell und Helmut Creutz. Leider geht Christian Kreiß kaum auf die Ideen von Rudolf Steiner ein, die ihm ebenfalls gut bekannt sind. Das zeigt sich deutlich in dem Kapitel »Weichenstellung in eine neue menschengerechte Wirtschaft und Gesellschaft«. Kreiß bleibt einem Denken verhaftet, das die gegenwärtigen Probleme durch bessere wirtschaftspolitische Maßnahmen in den Griff bekommen will. Dadurch gelingt es ihm nicht, sich aus dem allgegenwärtigen Wirtschaft-Staat-Dualismus zu lösen, bei dem die Wirtschaft als das Gebiet vorgestellt wird, in dem der Einzelne seine eigenen Interessen verfolgt, während dem Staat die Rolle zugeschrieben wird, für das Gemeinwohl zu sorgen. Erstaunlich ist auch, dass er sein prägnant gesetztes Einstiegsthema nicht konsequent wieder auf-

greift und über eine grundsätzliche Änderung des Eigentumsrechtes nachdenkt. Stattdessen will er die Probleme, die dieses Eigentumsrecht bewirkt, durch verschiedene Formen einer Vermögenssteuer lösen. Bei der Ausgestaltung dieser Vermögenssteuer soll darauf geachtet werden, dass lediglich der *Rentier-Eigentümer*, also derjenige, der aufgrund seiner Besitzverhältnisse leistungsloses Einkommen beziehen kann, besteuert wird und nicht der unternehmerisch Tätige letztlich bestraft wird. Die gleiche Grundidee will er auf das Geldvermögen anwenden. Dieses soll, in Anlehnung an Silvio Gesell, dadurch bewirkt werden, dass eine Haltegebühr auf das Geld eingeführt wird. Kreißens Argumente sind im Einzelnen zwar durchaus nachvollziehbar. Sie bewegen sich aber auf der Ebene einer rein intellektuellen Auseinandersetzung. Dadurch bleiben sie kraftlos und können gegen die Macht der bestehenden Eigentumsrechte nichts bewirken.

Stephan Eisenhut

Zweigeteilte Welt

DANIEL KAHNEMAN: **Schnelles Denken, langsames Denken**, Siedler Verlag, München 2012, 621 Seiten, 26,99 EUR.

Der studierte Psychologe und israelische Wirtschaftsnobelpreisträger Daniel Kahneman (geb. 1934) hat sein bisheriges Forscherleben vor allem kognitiven Verzerrungen und Urteilsheuristiken gewidmet. Urteilsheuristiken sind automatische Denkprozesse, die unbewusst vonstatten gehen und einsetzen, wenn man situativ nicht sämtliche Entscheidungsoptionen rational abwägen kann und deshalb mit begrenztem Wissen zu Lösungen kommen muss. Im vorliegenden Buch legt er eine angenommene Unterscheidung zweier Denkartenzugrunde und fasst vor diesem Hintergrund seine Ergebnisse zusammen. Das Buch hat eine enorme Wirkung entfacht. Es ist in deutscher Übersetzung ein Jahr nach der Erstauflage inzwischen 19-mal aufgelegt worden.

Die zentrale These des Buches: Menschen nutzen meist einen Denkmodus, der schnell, unbewusst und häufig emotionsgesteuert Entschei-

dungen herbeiführt (von Kahneman »System 1« genannt). Dabei werden Situationen pausenlos stereotypisierend als positiv oder negativ, ähnlich oder repräsentativ, assoziativ oder musterhaft bewertet. System 1 kommt mit kausal verknüpften Geschichten gut zurecht, ist allerdings schwach in nicht-kausalem, statistischem Denken. Deshalb stünde dem Menschen noch ein »System 2« zur Verfügung, das sich für statistische Zusammenhänge eignet und System 1 bewusst daran hindert, Fehler zu begehen. Menschen nutzen meist ersteren Denkmodus, da der zweite Anstrengungen verlangt, der Mensch aber zur Faulheit neigt.

Im menschlichen Alltag kann es zu mannigfaltigen Fehlern führen, wenn System 1 nicht in Kombination mit System 2 genutzt wird: So würden in Situationen, in denen schnelle Entscheidungen gefällt werden, häufig die eigentlichen *Zielfragen* unbewusst durch leichter

die Drei 2/2014

zu beantwortende, aber ähnliche *Ersatzfragen* substituiert, welche vorschnell statt der eigentlichen Frage beantwortet werden. Die Handlung wird dann auf diese Beantwortung der falschen Frage hin ausgerichtet.

Auch der sogenannte *Primingeffekt* beeinflusst uns tagtäglich. Dieser funktioniert über eine durch ein Wort oder eine Zahl angeschobene Assoziationskette. So *bahne* zum Beispiel die Vorstellung »essen« die Vorstellung »Suppe« oder »Hunger«. Dieser ausschließlich in System 1 stattfindende Effekt kann problematisch sein, weil er von der Werbung ausgenutzt und bei Verhandlungen manipulativ eingesetzt wird.

System 1 verleitet dazu, Situationen ausschließlich aus der Innenperspektive, sprich: rein subjektiv, zu beurteilen. Diese Perspektive führe zwangsläufig zu einer »Kompetenzillusion«, weil die Innenperspektive die »unbekannten Unbekannten« (die in Zukunft zufälligen und nicht vorhersagbaren Ereignisse) nicht berücksichtigen kann. Stattdessen müsse eine Außenperspektive hinzukommen, die aber von System 2 generiert wird. Besonders beim Aktienhandel sei dieses Phänomen verbreitet: wenn der Broker zum Beispiel von der Annahme ausgeht, dass der Kurs der Aktie sämtliche verfügbaren Informationen über den Wert des betreffenden Unternehmens und die besten Vorhersagen zu dessen Zukunft widerspiegelt und außerdem von sich überzeugt ist, alle Informationen über sein, in Wahrheit jedoch spekulatives, Geschäft zu berücksichtigen. Aus dieser Innenperspektive fielen Vorhersagen häufig zu positiv aus, führten zu Planungsfehlschlüssen und könnten, laut Kahneman, gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Auswirkungen haben. Zum akuten Problem in der Gesellschaft wird das, wenn vor allem übertrieben selbstbewusste Optimisten ihren Einfluss auf das Leben anderer ausüben. Da finde eine *Optimismusverzerrung* statt, wodurch die Akteure eingegangene Risiken regelmäßig unterschätzen. In den heutigen Volkswirtschaften seien typischerweise optimistische Temperamente in den Managementtagen anzutreffen, weswegen diese Verzerrung eine Mitschuld an den aktuellen ökonomischen Problemen trage.

Das Zusammenspiel von System 1 und System 2 wird von Kahneman unter anderem als »Intuition« bezeichnet. Darunter versteht er allerdings eine Art »Bauchgefühl«, das durch einen zweistufigen Prozess gebildet wird: Das assoziative Gedächtnis (System 1) hebt einen vorläufigen Plan ins Bewusstsein, worauf dieser in einem willentlichen Prozess (System 2) gedanklich simuliert und überprüft wird. So verstanden, hat Intuition nur bedingt einen Wert, und zwar nur in einer Umgebung, die hinreichend regelmäßig ist, um vorhersagbar zu sein und unter der Voraussetzung, dass diese Regelmäßigkeit eingeübt wurde. Damit ist es möglich, dass Experten wie zum Beispiel Ärzte, Pfleger, Feuerwehrleute oder auch Schachspieler System 1 so trainiert haben, dass sie mit hoher prognostischer Gültigkeit Hinweisreize benutzen, obwohl ihr System 2 nicht gelernt hat, diese zu benennen. Eine Intuition ist demzufolge richtig richtig, wenn Experten gelernt haben, vertraute Elemente in einer neuen Situation wiederzuerkennen und in einer Weise zu handeln, die der Situation angemessen ist.

In »verrauschten« Umgebungen, in denen zum Beispiel Fondsmanager oder Politikwissenschaftler operieren, zieht Kahneman den Einsatz statistischer Algorithmen, also eines Befehls mit begrenzter Anzahl von Zeichen, wie sie etwa in Computerprogrammen eingesetzt werden, der menschlichen Fähigkeit zu entschieden vor. Aus zwei Gründen: Algorithmen spürten mit höherer Wahrscheinlichkeit schwache Hinweisreize auf (im Gegensatz zum Menschen) und sie lieferten mit höherer Wahrscheinlichkeit auf lange Sicht mittelmäßig genaue Vorhersagen (Regression zum Mittelwert), indem sie solche Hinweisreize *konsequent* verwerten.

Natürlich bestimmen diese Überlegungen auch das Menschenbild: Wir sind kein Homo oeconomicus, der völlig rational und egoistisch denkt und dessen Präferenzen sich nicht verändern. Wir sind ein mit einem System 1 ausgestattetes Wesen und unser Weltbild wird durch die Informationen eingeschränkt, die zum jeweiligen Zeitpunkt verfügbar sind, d.h. wir verhalten uns nicht durch und durch rational

marktkonform und egoistisch, sondern teilweise hilfsbereit oder gar großzügig.

Mit seiner *Prospect Theory* erklärt Kahneman, warum Verluste psychisch schwerer wiegen als positive Reaktionen bei Gewinnen. Entscheidend seien nämlich nicht die Probleme an sich, sondern unsere Wahrnehmungen des Problems, welches wir normalerweise vor dem Hintergrund von Referenzpunkten, also des Status quo oder des zu erwartenden Ergebnisses, betrachteten.

Interessant ist, dass Kahneman mit seiner leicht skeptischen Haltung offenbar zwischen allen Stühlen sitzt: Ökonomen kritisiert er von links – Menschen verhielten sich nicht marktkonform, weshalb der Staat in einzelne Bereiche ruhig eingreifen dürfe, um den Menschen zu helfen – und Philosophen oder Soziologen fühlen sich eher von rechts angegriffen, da er das reibungslose Funktionieren der Intuition leugnet und den Einsatz statistischer Algorithmen als Kompensation vorschlägt.

Man kann sich natürlich ein mannigfaltigeres Welt- und Menschenbild vorstellen, so dass sich während des Lesens des umfangreichen Buches ab und zu ein fader Beigeschmack einstellt. Der Reiz jedoch besteht in der Wucht, mit der der Autor die Welt in zwei Hälften teilt, dabei aber auf teilweise erstaunlich plausible Lösungen kommt und es immer wieder schafft, dass sich der Leser mit seinem schematischen

Menschenbild identifiziert. Wahrscheinlich bedingt durch seine ausschließlich statistischen Instrumente kann Kahneman nur Urteile und Entscheidungen zwischen vorgefassten Optionen betrachten und deshalb nichts über seine Lotteriewelt Hinausgehendes entwickeln. Das Buch muss als Plädoyer für die Ausbildung der sich gesellschaftlich offenbar zurückentwickelnden Konzentrationsfähigkeit des Menschen gelesen werden, denn im Kern handelt System 2 von nichts anderem.

Kahnemans Interesse richtet sich auf die Überprüfung und Vorhersagbarkeit von Tatsachenbehauptungen (»System 2«). Dazu trägt er auch Interessantes bei. Die Entstehung, Förderung und Ausgestaltung von Ideen bleibt hingegen überraschend unbeleuchtet. »System 1«, auf dessen Gebiet dies beschrieben werden müsste, beschränkt sich lediglich auf mentale vorrationale Automatismen. Ein eigenständiger geistiger Zugriff (»Intuition« im geistesgeschichtlich exakten Verständnis) kommt nicht ins Spiel. Intuition, die, wie hier, mit bloßem »Bauchgefühl« verwechselt wird, ist erkenntnistheoretisch nicht relevant.

Das Buch ist recht verständlich, teilweise jedoch unnötig langatmig geschrieben. Es wendet sich mit seinen zahlreichen logischen Fragen, die den Leser zur Selbstreflexion auffordern, an den interessierten Laien und an die Fachwelt.

Helmut Dietz

Ursprüngliche Schönheit

SEBASTIAO SALGADO: **Genesis**, Taschen Verlag, Köln 2013, 517 Seiten mit zahlreichen Fotos, z. T. auf Ausklapptafeln, 49,99 EUR.

»Wir nannten das Projekt Genesis, denn wir wollten in der Zeit rückwärts gehen, zu den Erdbeben und Vulkanausbrüchen, die die Oberfläche unseres Planeten geformt haben; zu Luft, Wasser und Feuer, aus denen das Leben entstand; zu den ältesten Tierarten, die sich noch immer der Zähmung widersetzen; zu den weltabgeschiedenen Stämmen, deren Lebensweise sich bis heute kaum verändert hat; und zu den Überresten früher Formen menschlichen

Gemeinwesens. Ich wollte erkunden, wie Natur und Menschheit so lange in dem, was wir heute ökologisches Gleichgewicht nennen, koexistieren konnten«.

Sebastiao Salgado, einer der weltweit bekanntesten Fotografen der Gegenwart, hat sich für dieses Projekt acht Jahre Zeit genommen. Auf insgesamt über 30 Reisen, die ihn an die entlegensten Orte dieses Planeten führten, sammelte er das Material für ein monumentales

Bildwerk von geradezu biblischem Format. Daneben wurden seine zum Teil spektakulären Aufnahmen bis September 2013 im Londoner Museum für Naturgeschichte in einer großen Ausstellung präsentiert, der in den kommenden Jahren noch etwa 30 weitere an verschiedenen Orten auf dem Globus folgen sollen.

Biografischer Ausgangspunkt für das Unternehmen war Salgados Rückkehr an den Ort seiner Jugend, eine ehemalige Rinderfarm im Bereich eines inzwischen weitgehend der industriellen Rodung zum Opfer gefallenem Gebietes im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais. Nachdem er zunächst eher widerwillig mit der Bearbeitung des ihm durch seine Familie zugekommenen Landes begonnen hatte, wuchs allmählich die Idee, dieses Stück Erde wieder in das zu verwandeln, was es einstmals in Salgados Jugendzeit gewesen war. Zusammen mit seiner Frau und Partnerin Lelia Wanick Salgado pflanzte er dort über 300 verschiedene Sorten Bäume und nach und nach kehrten mit den Pflanzen auch die Tiere und tropischen Blumen zurück, schließlich sogar, zu ihrer beider großen Freude, auch die Alligatoren.

Nach seinen weltbekannten Dokumentationen über Arbeiter (*Workers*, 1993), Emigranten (*Migrations and Portraits*, 2000) und zuletzt die widersprüchlichen Facetten des schwarzen Kontinents (*Africa*, 2007) kam dem heute 69-Jährigen die Idee, in einem letzten großen Projekt diejenigen Regionen der Erde zu besuchen und fotografisch zu dokumentieren, die dem Zugriff des Menschen bislang weitgehend entzogen geblieben sind. Dies jedoch nicht, um die mediale Öffentlichkeit auf die letzten verbliebenen Geheimtipps aufmerksam zu machen, sondern zunächst als eine Art Protest gegen die Miss-handlung des Planeten durch den Menschen, schließlich aber mehr und mehr, um die Schönheit der Erde zu erforschen und mit Hilfe der künstlerischen Fotografie für die Erhaltung und Pflege dieser Gebiete zu werben. Und zu seiner Überraschung waren dies viel umfangreichere Areale, als er selbst zunächst vermutet hatte. »Mein Ziel war aber nicht, an Orte zu gelangen, die noch nie ein Mensch zuvor besucht hatte, auch wenn ungebändigte Natur gewöhnlich in

recht unwegsamem Gebieten zu finden ist. Ich wollte einfach nur das Großartigste an Natur präsentieren, wo auch immer ich es fand. Und ich fand es in unermesslich weiten Gebieten mit enormer Artenvielfalt, die erstaunlicherweise fast die Hälfte des Erdballs bedecken«. Schwieriger gestaltete sich die Suche nach ursprünglichen Stammesgemeinschaften. Hier waren es nur noch die Zo'é-Indianer des Amazonasgebietes und die Korowai in West-Papua, die noch nicht von den Vorboten der Zivilisation und der Konsumgesellschaft berührt worden waren. »Ich wollte eine verschwindende Welt festhalten, einen Teil der Menschheit, der im Begriff steht, verloren zu gehen, aber in vielerlei Hinsicht noch immer im Einklang mit der Natur steht«. So führt das Buch von der Antarktis über die Galapagos-Inseln und Madagaskar, Neuguinea, Indonesien nach Afrika, dann in nördliche Welten und schließlich nach Amazonien und Pantanal.

Salgado lotet in seinen Fotografien die Parameter des Fotografischen aus: In einem einzigen Bild finden sich zur Einheit verschmolzen die größten Kontraste zwischen hauchzarten Übergängen und ultrascharfen Einzelheiten, zwischen größter Nähe und unendlicher Weite, zwischen Einmaligkeit und Vieltausendzähligkeit – alles vereint in einem Bildgefüge, in welchem alles, was sich bewegt, nicht erstarrt wirkt, sondern sich zuweilen wie zu einer majestätischen Ruhe begeben hat, die genau so und nicht anders sein zu müssen scheint. Ob Menschen oder Tiere, ob Wasser oder Wolken, alles scheint für einen Moment aus eigener Kraft innezuhalten, um seiner selbst gleichsam wie bewusst zu werden. So entdeckt Salgados Auge etwas Ewiges im Fluß der Zeit und erhebt es durch seine künstlerischen Mittel in die Sphäre, die ihm angemessen ist. Eine Sphäre, die im Blick des Betrachters zu eigenem Leben erwacht.

Immer wieder gelingt Salgado dabei, ein beeindruckendes Gleichgewicht zwischen der selbstvergessenen Objektorientiertheit der Dokumentation und dem künstlerisch schöpferischen Gestalten, welches alle Bildelemente so wirken lässt, als seien sie vom Fotografen

willkürlich zusammengestellt, ja von ihm mit eigenen Händen in einem plastischen Prozess geformt. Dies gibt seinen Bildern oftmals den Charakter des großzügig Festgefügt, ja Monumentalen. Menschen werden zu Bäumen, Wolken zu Strömen aus flüssigem Silber, Staub zu Licht. Das mittlerweile bereits klassische Medium der Schwarzweißfotografie ermöglicht es Salgado, den Schein einer bruchlosen Harmonie zwischen den verschiedenen Elementen zu schaffen. Wahrscheinlich will der Künstler aber – so lassen seine Erläuterungen vermuten – nichts anderes als nur »zeigen, wie es ist«. Doch die Art, *wie* er es zeigt, ist in allen Elementen, die der Gestaltungsfreiheit des Fotografen unterliegen, durch und durch von Salgados einmaligem künstlerischen Stil geprägt. Vielleicht ist es aber gerade die Authentizität und Reife dieses »Stils«, diese seine ureigene Sicht- und Arbeitsweise, welche im Blick auf das, »was ist«, dem Künstler so wenig als solche zu Bewusstsein kommt.

Für das *Genesis*-Projekt benutzte Salgado zunächst eine herkömmliche Mittelformat-Kamera, stieg dann aber im Jahre 2008 auf die digitale Canon EOS-1Ds Mark III mit 21 Megapixel um, deren Monitor auf einen 6x4,5er Bildrahmen hin modifiziert ist. Interessanterweise schaut er sich dennoch nicht die gerade gemachte Aufnahme auf dem Display der Kamera an, sondern überschaut erst am Abend kurz die Ergebnisse des Tages. Außerdem stellte Salgado bei der Arbeit fest, dass er nach dem Umstieg keineswegs mehr Bilder macht als zuvor. Nach jeder Reise kehrt er mit etwa 10.000 Aufnahmen in seine derzeitige Heimatstadt Paris zurück, wo er nicht am Computer arbeitet, sondern mit Kontaktabzügen und einer Lupe. Eine Auswahl der 100 besten Bilder wird bei Dupon in Paris in physische Negative umgewandelt, auf 30 x 40 cm Silberpapier entwickelt und erneut geprüft, bis diese ihre endgültige Form erhalten.

Sein Rat an junge Fotografen ist dementsprechend wenig technikorientiert: »Man sollte eine gute Kenntnis der Geschichte, der Geopolitik, der Soziologie und Anthropologie besitzen, um die Gesellschaft zu verstehen, deren Teil man ist, um sich selbst und woher man kommt, zu

verstehen und eine Auswahl treffen zu können. Ein Mangel dieser Kenntnisse wird die Arbeit viel mehr einschränken als technische Fertigkeiten.«¹
Roland Halfen

1 Quelle: http://cpn.canon-europe.com/content/interviews/salgado_genesis.do?page=3 (17.7.13, Übersetzung RH).

Anzeigen



Freie Waldorfschule
Freiburg-Wiehre

**Die Freie Waldorfschule Freiburg
Wiehre sucht**

**eine/n Klassenlehrer/in
eine/n Fachlehrer/in für Religion
eine/n Fachlehrer/in für Handarbeit**

zum Schuljahr 2014/15

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung.

Diese richten Sie bitte an:

Frau U. Kretzschmar

Freie Waldorfschule

Freiburg Wiehre

Schwimmbadstraße 29

D 79100 Freiburg im Breisgau

Tel: 0761.791730

Fax: 0761.7917329

sekretariat@waldorfschule-freiburg.de

www.waldorfschule-freiburg.de